

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentschaft

Philipps von Orleans

von

Ludwig Herzog von St. Simon.

V. Buch.

Inhalt des V. Buchs.

- I. Der Abbé Dubois erhält das Erzbisthum Cambray.
II. Massillon weiht ihn. III. Krankheit des Königs
Ludwigs XV. IV. Friede mit Spanien und Anekdoten
von der Vermählung der Tochter des Herzogs von Or-
leans mit dem Prinzen von Asturien; der Herzog von
St. Simon wird nach Spanien gesandt. V. Anekdoten
von der Prinzessin von Asturien und ihr sonderbares
Betragen.
-

I.

Cambray war durch das Absterben des Cardinals Tremouille zu Romerledigt: eines der reichsten Erzbischümer und einer der größten Posten in der Kirche. Dubois hatte als Anspruch darauf nichts außer seiner Tonsur; aber 150000 Liv. Einkünfte reizten ihn, und vielleicht eben so sehr diese hohe Stufe in der Kirche, von wo aus leicht zur Cardinalswürde emporzu steigen war. So unverschämt er war und so viel Gewalt er über seinen Herrn gewonnen hatte, so machte es ihn doch nicht wenig verlegen, diese Bitte an den Regenten zu thun. Er kleidete seine Zudringlichkeit in einen Scherz ein und sagte zum Regenten: er habe einen spaßhaften Traum gehabt. Ihm habe geträumt, er sey Erzbischoff von Cambray. Der Regent, welcher merkte, wohin dieß zielte, ließ es an sich vorüber gehen und antwortete nichts darauf.

Dubois immer mehr verlegen, stockte und schwagte noch über seinen Traum; endlich wagte er eine kühne Wendung und fragte: warum er es denn nicht erhalten sollte? da Se. K. Hoheit so, durch einen einzigen Nachspruch, sein Glück machen könnte.

Den Regenten indignirte und erschreckte diese Frage, so wenig er auch sonst in der Wahl der Bischöffe gewissenhaft war, und indem er ihn mit einem verachtenden Blicke vom Kopfe bis zum Fuße maß, in welchem er ihn seine ganze Niedrigkeit, die Ausschweifung und das Scandal seines Lebens fühlen ließ, sagte er

mit dem Ton der Verachtung: Was? du Erzbischoff, von Cambray!

Dübois war zu weit vorgerückt, um auf einem so schönen Wege stehen zu bleiben. Er berief sich auf Beispiele. Unglücklicherweise gab es deren genug voll Unwürdigkeit und Scandal auf den Bischofsthronen. Dank dem Bischoff von Chartres, Godet, mit den Augenichtsen seiner Seminaristen, womit er die Bischofsthümer füllte: Dank auch dem P. le Tellier und der Constitution, den Begünstigern der Niedrigkeit, Unwissenheit und Sittenverderbniß.

Der Herzog von Orleans, auf den nicht etwa diese schlechten Gründe einen Eindruck machten, sondern der in Verlegenheit war, wie er dem heftigen Eindringen eines Menschen widerstehen sollte, den er an keinen Widerspruch gewöhnt hatte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte zu ihm: „du bist ein entweihter Teufelskerl, wer würde dich einweihen?“ — „Ach wenn es nur darauf ankömmt, sagte der Abbé, so ist die Sache gemacht: ich weiß, wer mich weihen wird, und er ist nicht weit zu suchen.“ „Und welcher Teufel ist das? wer wird sich unterstehen, dich zu weihen?“ „Wollen Sie es wissen? versetzte der Abbé, und kömmt es nur darauf an?“ „Nun wer denn?“ versetzte der Regent. „Ihr erster Aumonier selbst, der da außen ist: er wird nichts lieber thun, und ich will gehn, und es ihm sagen.“ Zugleich umfaßte Dübois die Kniee des Herzogs, der betroffen und überrascht da stand, und nicht Nein zu sagen die Kraft hatte.

Dübois geht hinaus, zieht den Bischoff von Nantes bei Seite, sagt ihm: daß er Erzbischoff von Cambray werde, bittet ihn, daß er ihn weihen möge, erhält sein Versprechen, kömmt tanzend und springend zum Regenten zurück und sagt, der erste Aumonier verspreche, ihn zu weihen. Er bricht in Danksayungen,
lob-

lobsprüche und Bewunderung aus und versichert sich immer mehr seiner Sache, indem er sie als gewiß annimmt und den Regenten, der nicht Nein zu sagen wagte, übertäubt.

Dies war die Art und Weise, wie Dúbois Erzbischoff von Cambray wurde. Seine Ernennung war allen zum höchsten Aergerniß und erregte großen Lärm. So unverschämt Dúbois war, blieb er doch darüber immer verlegen und der Regent so sehr beschämt, daß man bald merkte, wie ungerne sie davon sprechen hörten.

Es war nun auch Zeit, daß Dúbois die kirchlichen Grade empfing. Er schmeichelte sich, daß der Cardinal Noailles, dem er besonders für die Sache der Constitution auf seinem jetzigen Posten unentbehrlich zu seyn hoffte, alles mögliche Zuorkommen gegen ihn zeigen würde, um so mehr, da der Cardinal wegen des Schutzes, den Dúbois seinen Feinden angedeihen ließ, um sie sich von weiten für die Cardinalswürde verbindlich zu machen, Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu seyn. Er hoffte nämlich, daß der Cardinal in der Absicht, ihn auf seine Seite zu ziehn, oder ihn wenigstens etwas gefälliger zu machen, gerne bei dem Regenten, bei ihm und bei dem Publikum sich das Verdienst machen würde, gegen ihn, der sich so wenig um ihn verdient gemacht hätte, großmüthig zu seyn. Aber er täuschte sich. Fleisch und Blut hatte niemals am Betragen des Cardinals Theil. Die Fehler des Geistes und Herzens und die so verrufenen Sitten des Abbés waren ihm allzubekannt; er verabscheute es, etwas dazu beizutragen, daß er die heiligen Grade erhielt. Gleichwohl fühlte er die ganze Schwere des neuen Hasses, den er von einem Menschen auf sich lud, der den Regenten ganz beherrschte; er fühlte, wie dieser über den von ihm angethanen Schimpf tief beleidigt

dig seyn müßte, und welches die Folgen davon für ihr ganzes übriges Leben seyn würden.

Aber nichts von allem diesem kümmerte Noailles; er schlug mit großem Bedauern und der größten Bescheidenheit, aber mit unerschütterlicher Festigkeit die Erlaubniß zum Empfang der geistlichen Grade ab; übrigens aber verhielt er sich ganz still, zufrieden seine Pflicht gethan zu haben, und suchte mit dieser Pflicht, soviel als möglich, Liebe und Bescheidenheit zu vereinigen.

Man kann sich die Wuth des Dubois über diesen Schimpf vorstellen, den er nie in seinem Leben dem Cardinal verzieh; dieser wurde aber nur um so mehr gelobt und bewundert, da er kein Lob und keine Bewunderung wollte.

Man mußte sich jetzt wo anders hin wenden.

Besons und sein Bruder der Mareschall, beide dem Herzog von Orleans so sehr ergeben und von ihm so gut belohnt, waren bei ihrem häuslichen groben Wesen die besten Höflinge. Der Bischoff war vom Erzbisthum Bordeaux nach Rouen versetzt worden. Diese Diöces gränzt an die von Paris; Pontoise gehört noch dazu, und sie erstreckt sich noch um einige Meilen über Pontoise hinaus, nahe gegen Paris hin.

Auf diesen richtete der Abbé Dubois, welcher Zeit gewinnen und sich auch die Schande einer vergeblichen Reise ersparen wollte, sein Augenmerk; Besons schien ihm leichter zu bearbeiten, als der Cardinal Noailles; und so war es in der That. Der Erzbischoff von Rouen gab die nöthige Erlaubniß; und Dubois, der, unter dem Vorwande seiner Geschäfte, in einem Breve die Erlaubniß erhalten hatte, alle Grade auf einmal zu empfangen, und sich selbst von aller stillen Vorbereitung dazu dispensirte, begab sich an einem Morgen vier oder fünf Meilen von Paris in eine Pfarrkirche der Diöcese von Rouen, des Obergicariats von Pontoise,

toise, wo ihm der Bischoff von Nantes und erste Almosenirer des Herzogs von Orleans, Bresson, in einer stillen Messe, die er extra tempora hielt, das Subdiakonat, das Diakonat und das Presbyterat auf einmal ertheilte. Dafür erhielt dieser nach Besons's Tode, der ihn nicht lange warten ließ, dessen Aemter, nämlich das Erzbisthum Rouen und die Deconomate zur Belohnung. Man war sehr auf die beiden Prälaten aufgebracht. Der Erzbischoff, der in großer Achtung stand, hatte dabei zu verlieren; der andere konnte nur gewinnen.

An demselben Tage, wo der Abbé Dubois die ordines alle zusammen auf einmal erhielt, wurde nachmittags im alten Louvre Conseil de Regence gehalten, weil die damals herrschenden Mätern, die auch im Palais Royal waren, hinderten, daß es nicht wie gewöhnlich in den Tuileries gehalten werden konnte. Man erstaunte, daß Abbé Dubois im Conseil de Regence fehlte, wo er, was er wollte, von auswärtigen Angelegenheiten zu referiren pflegte. Noch mehr erstaunte man aber, als man ihn ankommen sah. Er hatte keine Zeit mit Dankgebeten verloren, für das, was er empfangen hatte. Ein neues Uergerniß, wodurch das erste nur noch mehr erhöht wurde. Er kam, nach dem scherzhaften Ausdruck des Herzogs Mazarin, wie zu seiner ersten Communion.

Alle waren schon im Kabinet des Conseils versammelt, auch der Herzog von Orleans; alle standen zerstreut umher, ich stand in einem Winkel am untern Ende und plauderte mit dem Prinzen von Conti, mit dem Marschall von Tallard und einem andern, der mir entfallen ist, als ich den Abbé Dubois eintreten sah, im kurzen Kleide und in seinem gewöhnlichen Aufzuge. Wir erwarteten ihn nicht an diesem Tage und riefen daher einander zu. Er sah sich deswegen um,

und da er den Prinzen von Conti auf sich zukommen sah, mit jenem Hohnlachen seines Vaters, das aber weit von dessen Anmuth entfernt und eigentlich cynisch war, kam er diesem zwei Schritte entgegen. Der Prinz redete ihn an und sprach von den diesen Morgen so schnell auf einmal erhaltenen geistlichen Weihen, von seiner schnellen Ankunft im Conseil so kurze Zeit nach dieser Ceremonie, die doch in der Entfernung von Paris geschehen, von der höchsten Weihe, die für ihn nun so schnell folgen sollte, und von seinem und unser aller Erstaunen hierüber. Er fing an, ihm mit Witz und aller möglichen Bosheit eine pathetische Rede zu halten, die ziemlich ins Späßhafte fiel und jeden Andern außer Fassung gebracht hätte. Dübois, der kein einziges Wort dazwischen hatte anbringen können, ließ ihn reden und gab hierauf ganz kalt zur Antwort: wenn der Prinz ein wenig mehr von dem wahren Zustande des canonischen Alterthums unterrichtet wäre, so würde er das, was ihn so sehr in Erstaunen setzte, gar nicht auffallend finden. Er, der Abbé, habe nur dem Beispiele des h. Ambrosius gefolgt, dessen Ordination er zu erzählen anfing.

Ich hörte diese Erzählung nicht; denn in dem Augenblick, als ich den Namen Ambrosius hörte, flog ich schnell ins andere Ende des Cabinets, voll Entsetzen über die Vergleichung des h. Ambrosius mit einem Dübois, von Dübois selbst angestellt, und weil ich fürchtete, daß ich mich nicht enthalten könnte, ihm in die Rede zu fallen, (denn ich fühlte, wie es mir die Kehle zuschnürte,) und ihm zu sagen, wie sehr der h. Ambrosius davon entfernt gewesen sey, sich auf diese Manier ordiniren zu lassen, wie sehr er sich geweigert habe, mit welcher Abneigung, mit welchem Schauder er hinzu getreten sey, indem er nur der Gewalt nachgegeben, mit der man einmüthig in ihn gedrungen war.

Die

Die lästerliche Anführung des Beispiels vom h. Ambrosius breitete sich schnell unter dem Publikum aus, und machte den Eindruck, welchen man sich leicht vorstellen kann. Die Ernennung des Dubois und diese Ordination geschahen zu Ende des Februars.

Ich will die Erzählung aller hieher gehöriger Dinge ununterbrochen fortführen, um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen.

Mitunter gebe ich eine interessante Anekdote von dem Uebergewicht des Abbé Dubois über seinen Herrn, und wie gefährlich es war, ihm zu mißfallen.

Er erhielt seine Bullen zu Anfang des Mai und wurde an einem Sonntage, den 9ten Junius, geweiht. Paris und der ganze Hof waren dazu eingeladen; nur ich war es nicht. Ich stand sehr schlecht mit ihm, weil ich ihn gar nicht schonte, und gegen den Herzog von Orleans über seine Absichten auf die Cardinalswürde und über die Art, wie er die Hülfe der Engländer und des Kaisers sich dafür zu gewinnen suchte, offen heraussprach. Da er meine Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gegen den Herzog von Orleans fürchtete, die oft auf diesen Eindruck machte, obgleich ich mir sehr selten die Mühe gab und er immer daran arbeitete, jene Eindrücke zu verwischen: so kam er von Zeit zu Zeit zu mir, schonte mich, machte mir den Hof, suchte mir aber gleichwohl, so viel er konnte, das Zutrauen des Herzogs von Orleans zu entreißen oder es einzuschränken. Dies gelang ihm nie ganz oder auch nur auf lange Zeit. Ich selbst aber betrug mich, wie gesagt, sehr zurückgezogen, da mich alles gleichsam anekelte und mir den Muth benahm. So standen wir dem Anschein nach manchmal gut, oft aber schlecht.

Die Weihe sollte prächtig werden und der Herzog von Orleans derselben bewohnen. Hatte die Ernennung und Ordination des Abbé Dubois Aufsehn, Aergerniß, und Abscheu erregt, so erhöhten dieses alles die prächtigen Vorbereitungen, und der allgemeine Unwille brach gegen den Herzog von Orleans los. Ich ging daher den Tag vor der Weihe zu ihm.

Ich sagte ihm, was mich zu ihm führe; daß ich nie mit ihm über die Ernennung des Abbé Dubois gesprochen, weil er wohl wisse, daß ich nie über geschene Dinge spräche; ich würde auch jetzt nicht mit ihm darüber reden, wenn ich nicht gehört hätte, daß er den folgenden Morgen zu dessen Weihe gehn wolle; ich wollte nichts über die Art sagen, wie sie gefeiert werden sollte, so daß sie nicht prächtiger seyn könnte, wenn es noch gewöhnlich wäre, Prinzen von Geblüt zu Bischöffen zu machen, oder wenn sein zweiter Sohn geweiht werden sollte. Allein diese Sache betrachte ich als geschehen. Meine Ergebenheit gegen ihn erlaube mir hingegen nicht, Ihm zu verbergen, welche entseßliche Sensation eine so scandalöse Ernennung, eine so lästerliche Ordination, und so unerhörte Vorbereitungen zu der Weihe eines Menschen von der Art, dem Stande und den Sitten des Abbé Dubois allgemein erregten; nicht um Ihn wegen einer Sache Vorwürfe zu machen, die nicht mehr abzuändern sey, sondern damit er wüßte, auf welchen Grad der allgemeine Unwille gegen Ihn gestiegen sey, und damit Er daraus abnehmen möchte, daß Er alles im höchsten Grad verderben würde, wenn Er dieser Weihe selbst bewohnen wollte. Ich beschwor Ihn, zu bedenken, wie sehr dieß auffallen würde, da die königlichen Prinzen nicht nur, sondern auch die Prinzen von Geblüt nie einer Weihe beizuwohnen die Gewohnheit gehabt hätten: denn daß die Könige und königlichen Personen zuweisen aus
Neu-

Neugierde einer einmal beigewohnt hätten, könnte man nicht rechnen. Ich setzte hinzu, da die Meinung verbreitet sey, die auch sein Leben und seine Reden beständig veranlaßten, daß Er ganz und gar keine Religion habe, so würde man wahrscheinlich glauben und ausbreiten, daß er dieser Weihe nur beizühne, um Gottes und seiner Lehre zu spotten; die Folgen davon könnten schrecklich seyn und seyen wenigstens immer sehr zu fürchten. Man würde mit Recht hinzusetzen, daß er sich vom Stolz des Abbé Dübois mißbrauchen lasse; dieser so öffentlich gegebene Beweis seiner Abhängigkeit durch eine Handlung, die so auffallend neu und unnöthig sey, würde Ihm einen Haß, eine Verachtung, eine Schande zuziehen, deren Folgen sehr bedenklich werden möchten. All dieses müsse ich Ihm als treuer Diener ohne allen Eigennuß sagen. Seine Abwesenheit oder seine Gegenwart bei dieser Weihe würde nichts an dem Glücke des Abbé Dübois ändern; dieser würde darum nicht mehr und nicht weniger Erzbischoff von Cambray seyn, auch der Glanz der Feierlichkeit würde um nichts dadurch verdunkelt werden; es sey in der That für einen Dübois genug geschehen, ohne daß Er sich vor den Augen von ganz Frankreich, und von ganz Europa durch einen so unerhörten schimpflichen Schritt, der nur verrathen könnte, welche Gewalt Dübois über ihn habe, entehre. Ich beschwor ihn zuletzt, daß er nicht hingehen möchte, und sagte noch: Er wisse wohl, auf welchen Fuß ich mit dem Abbé Dübois gegenwärtig stehe, daß ich der einzige Mann von Bedeutung sey, den er nicht eingeladen habe; demungeachtet, wenn er mir versprechen und sein Wort darauf geben wolle, nicht zu dieser Weihe zu gehen, wollte ich ihm mein Wort geben, daß ich hingehen und der Weihe beizuhnen wolle; so großen Abscheu ich auch davor hätte, und wie sehr mich das, was

man

man darüber sagen könnte, beleidigen würde; ich wollte mich durch diesen Höflingsstreich mit ihm zu versöhnen suchen, ich, der von dergleichen Elendigkeiten so entfernt sey, und mich zu rühmen wage, bis zu diesem Augenblicke die Jungfrauschaft meiner Ehre auf das zarteste geschont zu haben.

Ich sprach dieß mit Lebhaftigkeit, Offenheit und Energie und mit lauter Stimme. Ich erstaunte, als der Regent mir sagte, daß ich Recht hätte und ihm die Augen öffnete; noch mehr, als er mich umarmte, und sagte: ich hätte als wahrer Freund gesprochen; Er gäbe mir sein Wort, nicht hinzugehen und würde es halten. Hierauf trennten wir uns, indem ich ihn noch einmal ermahnte und Er es mir von neuem versprach, und mir dankte, daß ich diesen Schritt gethan hätte.

Er hatte gewiß nicht den Wunsch, daß ich jetzt fortgehen möchte: denn ich kannte ihn genau, und erforschte ihn bis in sein Innerstes. Ich ging von selbst fort, sehr vergnügt, daß ich ihn von einem so schimpflichen und ungewöhnlichen Schritte abgehalten hatte.

Wer hätte nun nicht geglaubt, daß dieser Prinz Wort halten würde? Wir werden sehn, daß er es wollte, aber wir werden auch sehn, was geschah.

Ob ich gleich meiner Sache gewiß zu seyn glaubte, so fürchtete ich doch die große Gutmüthigkeit und Schwäche des Prinzen und Dubois's stolze Herrschaft über ihn. Ich suchte also, ehe ich zur Weihe fuhr, mich erst zu vergewissern. Am andern Morgen ließ ich mich im Palais Royal erkundigen, und hielt unterdessen meinen Wagen bereit, um mein Wort zu halten; aber wie sehr war ich betroffen, (so lange ich auch schon an das Elend des Herzogs gewöhnt war) als der, den ich ausgesandt hatte, um sich zu erkundigen, zurückkam, und mir erzählte, daß er so eben den Her-

zog von Orleans mit allem Pomp in den Wagen habe steigen und zur Weihe fahren sehen. Ich ließ abspannen und vergrub mich in mein Cabinet.

Den zweiten Tag darauf erfuhr ich von einem Favoriten der Frau von Parabere, die damals die regierende Maitresse, aber dem Herzog nicht treu war: sie habe in der Nacht vor der Weihe bei dem Herzog von Orleans im Palais Royal geschlafen, (was selten in dem Zimmer und dem Bette des Herzogs von Orleans, sondern fast immer bei ihr geschah). Hier nun habe er mit ihr von mir gesprochen, mich sehr gelobt und meine Freundschaft gegen ihn gerühmt, und gesagt, daß er dessen, was ich ihm vorgestellt, eingedenk seyn und nicht zur Weihe gehn wolle, und daß er mir den besten Dank von der Welt wisse.

Frau von Parabere lobte mich ebenfalls, und gab zu, daß ich Recht hätte, sagte aber zuletzt, er würde doch zur Weihe gehn. Betroffen sagte der Herzog: sie sey nicht klug. „Das mag seyn, aber Sie werden doch zur Weihe gehn.“ „Und ich sage, daß ich nicht hingehn werde,“ versetzte der Regent. „Und doch, sage ich Ihnen, werden Sie hingehn.“ — „Aber das ist doch seltsam; du sagst, der Herzog von St. Simon hat Recht, und am Ende, warum sollte ich denn hingehen?“ — „Weil Ich es haben will.“ — „Nun das ist etwas anders! und warum willst du denn, daß ich hingehn soll? Was ist das sonderbar!“ — „Warum? Darum.“ — „O! „darum, darum . . . Das heißt nichts. Sag denn warum, wenn du kannst.“ „Wollen Sie es also durchaus wissen?“ sagte sie nach einigem Hin- und Wiederreden. „Sie wissen ja, daß ich vor einigen Tagen mit dem Abbé Dubois einen Streit gehabt habe, der noch nicht vorbei ist; Dubois ist ein Teufel, der alles ausspionirt, er wird es erfahren, daß wir diese Nacht hier zusammen geschlafen haben.“

haben. Wenn Sie nun morgen nicht zu seiner Weihe kommen, so wird er gewiß glauben, daß ich es gewesen, die Sie davon abgebracht habe; nichts wird ihm den Verdacht benehmen können, und er wird es mir nie verzeihen; er wird gegen mich tausend Klatschereien bei Ihnen anzetteln und wird uns bald genug entzweien. Dieß will ich nun nicht, und deswegen will ich, daß Sie zu seiner Weihe gehen, obgleich der Herzog von St. Simon Recht hat *). Es erfolgten noch einige schwache Widersprüche und sodann der Entschluß und das Versprechen, zur Weihe gehen zu wollen, welches sehr treu gehalten wurde.

In der folgenden Nacht schlief die Parabere in ihrer Wohnung bei einem ihrer Nebenliebhaber, und diesem erzählte sie die Geschichte. So spaßhaft fand sie dieselbe. Dieser erzählte sie Biron, und Biron — mir noch denselben Abend. Ich beklagte mit ihm die Sklaverei des Regenten, mit dem ich nach dieser Weihe nie wieder gesprochen habe, noch auch er mit mir. Doch war er nachher gegen mich immer sehr beschämt und verlegen. Ich habe nicht erfahren, ob er seine Schwachheit so weit trieb, daß er dem Abbé Dubois erzählte, wie ich ihn abzuhalten gesucht, oder ob es die Parabere diesem gesagt hat, um sich bei ihm ein Verdienst daraus zu machen und mit ihrem Credit zu prahlen, daß sie den Herzog von Orleans auf andere Gedanken gebracht habe. Dubois war vollkommen davon unterrichtet und hat mir es nie verziehen. Ich habe nachher von Belle-Isle erfahren, daß er zu ihm und zu le Blanc gesagt hatte, von allem, was ich je gegen ihn gethan, selbst die gefährlichsten Streiche

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß Frau von Parabere so gesprochen habe, auf Bitten des Abbé.

He nicht ausgenommen, die ich ihm zuweilen versezt, habe ihn nichts so tief beleidigt, als daß ich den Herzog von Orleans hätte abhalten wollen, seiner Weihe beizuwohnen. — Von dieser selbst ist es denn nun auch Zeit etwas hinzuzufügen.

Sie wurde mit der größten Pracht vollzogen, und es schien alles darauf angelegt zu seyn, die ungemessene Gunst eines in Stolz und Ehrgeiz ersoffnen Ministers, die grenzenlose öffentliche Sklaverei, in welcher er seinen Herrn hielt, und die zügelloseste Frechheit zu zeigen, mit der er sich, vor den Augen von ganz Frankreich und von ganz Europa, öffentlich mit derselben brüstete, und mit der er auf die hervorstechendste Art zeigen zu wollen schien, daß er unter der Maske eines leeren Namens von ganz Frankreich nach innen und nach außen Herr sey, und daß, wer ein Anliegen habe, es sey welches es wolle, an ihn als an den einzigen Gnadenauspender und wahren Inhaber der Gewalt in Frankreich sich zu wenden habe.

Das Kloster Val de Grace, als das prächtigste königliche Kloster zu Paris, wurde auch wegen seiner sonderbaren Kirche zum Ort der Weihe erwählt. Der Cardinal von Rohan, dem alles willkommen war, wo er dem Cardinal Noailles entgegen handeln konnte, ergriff, weil letzterer den Abbé Dubois die Erlaubniß versagt hatte, in seiner Diöces ordinirt zu werden, mit Freuden eine so kostbare Gelegenheit, dem Regenten seinen Hof zu machen und seinen Minister sich zu verbinden, indem er sich beeiferte, die Ceremonie zu verrichten. In der That war ein Cardinal von seiner Geburt, ein Bischoff von Straßburg, und ein mit allen möglichen Auszeichnungen überhäufster Mann gerade ein Consecrator, wie ihn der Abbé Dubois nur irgend hätte wünschen können.

In Sachen der Ehre ist der erste Schritt der schwerste. Der Cardinal hatte nach der eigennützigen Ueberredung des Marschalls von Tallard den ersten Schritt schon übersprungen, indem er sich dem Gesetze unterwarf, das ihm schon der P. le Tellier auferlegte, als er Großalmosenirer werden wollte, nämlich sich mit ihm gegen den Cardinal von Noailles zu verbinden. Nach den Gewaltthätigkeiten, zu denen ihn dieser fürchterliche Jesuit als Werkzeug brauchte, und welche er, aus Eigennuz und Stolz, um Haupt der Partei zu seyn und um dem Cardinal Bissin nicht die Ehre und den Vortheil davon zu überlassen, nachher so fortsetzte, daß er selbst den Charakter dieser Rolle völlig durchführte, war es nicht zu erwarten, daß ihn irgend eine Rücksicht von Schande und Infamie von einer so starken Prostitution abhalten könne, noch weniger, daß ihm sein Gewissen einen Vorwurf über die Gotteslästerung, zu der er sich als Werkzeug hergab, machen würde.

Der Abbé Dubois wurde also durch diese hohe Ehre beglückt, die er ihm zu erweisen geruhte; und der Herzog von Orleans bezeugte dem Cardinal seine ganze Theilnahme. Der Cardinal, entzückt über alle die Hoffnungen, welche ihm dieser große politische Streich eröffnete, mehr aus Interesse für sein Haus als für seine eigene Sache, die ganz mit dem Interesse desselben verknüpft war, lächelte über alles Geschwäg und über die Aeußerung des allgemeinen nirgends zurückgehaltenen Unwillens, den dieser Schritt gegen ihn erregte. Er betrachtete alles dieses nur als neue Gründe für seine Hoffnungen und Erwartungen, die er sich von einem alles vermögenden Manne machen dürfe, dem zu Liebe er sich so viel Schande aussetzte.

Was die beiden assistirenden Bischöffe betrifft, so hatte der von Nantes wegen der Ordination, die er
dem

dem Abbé Dubois zu geben gewagt hatte, darauf ein solches Recht, daß man ihm niemanden vorziehen konnte; was den andern Assistenten betraf, so glaubte Dubois einen suchen zu müssen, dessen Lebensart und Sitten ein Gegengewicht abgeben könnten. Er wählte daher Massillon, den berühmten Priester des Oratoriums, der durch seine Tugend, Gelehrsamkeit, und große Rednertalente Bischoff von Clermont geworden war, weil zuweilen, aber selten einige gute unter der großen Zahl der schlechten zu Bischöffen gemacht wurden.

II.

Massillon verlegen, überrascht, ohne Stütze, fühlte die ganze Schimpflichkeit des ihm gethanen Antrags. Er zauderte, aber wagte nicht es abzuschlagen. Was konnte ein so geringer Mann in seinem Jahrhundert dem Regenten gegenüber gegen seinen Minister und den Cardinal Rohan? Er wurde aber dennoch vom Publikum getadelt, und besonders von den bessern aller Parteien; denn das entfesselte Mergerniß dieser Sache hatte sie alle vereinigt. Die vernünftigeren, deren es doch noch viele gab, beklagten ihn bloß. Man gab endlich ziemlich allgemein die Unmöglichkeit zu, daß er hätte los kommen und es abschlagen können. Die Kirche war prächtig geschmückt; ganz Frankreich war eingeladen und wagte es nicht, nicht zu erscheinen. Es waren Tribünen für die protestantischen Ambassadeurs und andere Minister errichtet, eine äußerst prächtige für den Herzog von Orleans und den Herzog von Chartres, den jener mitbrachte; noch mehrere für die Damen. Da der Herzog

von Orleans ins Kloster hineinging und seine Tribüne sich im Innern befand, so stand es allen Ankommenden offen; überall waren in und außer demselben alle Arten von Erfrischungen zu finden, welche eine Menge Leute bereiteten und mit Verschwendung theilten.

Diese Verwirrung dauerte den ganzen Tag fort, indem eine Menge Tafeln außer- und innerhalb des Klosters für die ganze Subalternschaft des Festes und für alle, die sich dazu halten wollten, aufgestellt waren. Die ersten Cammerherrn des Herzogs von Orleans und seine ersten Hofleute machten die Honneurs der Ceremonie, empfingen die Leute von Auszeichnung, gaben ihnen Plätze, und am Ende das Geleite. Andre sorgten eben so für die Geringern. Die sämtliche Polizeidienerschaft war angestellt, um mit aller möglichen Ordnung und Bequemlichkeit die unzähligen Wagen zu rangiren, vorfahren und abfahren zu lassen.

Nach der Weihe, wobei von Seiten des Geweihten und der Zuschauer, besonders beim Herausgehen, wenig Wohlstandigkeit beobachtet wurde, begab sich der Herzog von Orleans nach Bezeugung seiner Zufriedenheit nach Asnieres, wo er mit Frau von Parabere zu Mittag speiste, die sehr froh darüber war, daß sie ihn zur Weihe hatte gehn lassen, wo er von Anfang bis zu Ende, obwohl mit wenig Decenz, zugeföhrt hatte. Alle Prälaten, Abbés und eine Menge Laien von Consideration wurden während der Feierlichkeit von den ersten Hofleuten des Herzogs zum Mittagsmahl ins Palais Royal eingeladen. Dieselben Hofleute machten die Honneurs des Gastmahls, das mit dem glänzendsten Ueberfluß und Delicatesse auf Kosten des Herzogs angestellt war, und von seinen Leuten servirt wurde. Es waren zwei Tafeln von dreißig Couverts in zwei großen Zimmern des großen Appartements gedeckt,

deckt, die mit den Vornehmsten von Paris besetzt waren. Ueberdies stunden noch mehrere andere Tafeln, die eben so gut servirt waren, in andern daranstoßenden Zimmern für Leute von weniger Auszeichnung. Der Herzog von Orleans schenkte dem neuen Erzbischoff einen Diamant von großem Werth zu seinem bischöflichen Siegelringe. Der ganze Tag wurde mit der Feier dieses Triumphs zugebracht, die weder die Billigung der Menschen noch den Segen Gottes hatte.

III.

Am letzten Jun. 1721 erwachte der König, der bis dahin eine vollkommene Gesundheit genossen hatte, mit Kopfsweh und einem bösen Halse. Es kam ein Fieber dazu, den Nachmittag nahm das Kopf- und Halsweh zu, und er mußte sich zu Bette legen.

Ich ging den andern Tag Mittags hin, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, und hörte, daß er eine schlechte Nacht gehabt und seit zwei Stunden eine ziemlich starke Verdopplung des Fiebers habe. Ich fand alles in der größten Bestürzung. Da ich das Recht des ersten Zutritts (*grandes entrées*) hatte, ging ich in sein Zimmer und fand es sehr leer. Ich sah den Herzog von Orleans am Camin sehr traurig sitzen, trat einen Augenblick zu ihm und sodann zu dem Bette des Königs.

Eben gab ihm Boulduc, einer seiner Apotheker, etwas einzunehmen, die Herzogin de la Ferté, die vermöge ihrer Schwester der Herzogin von Ventadour, als Pächin des Königs, sters Zutritt hatte, sah Boulduc über die Schulter, sie drehte sich um, um zu sehen, wer käme, und als sie mich sah, sag-

te sie halbleise zu mir: „Er ist vergiftet, er ist vergiftet.“ — „Reden Sie nicht so laut, Madame, sagte ich: das ist schrecklich.“ Sie wiederholte es aber und so laut und deutlich, daß ich fürchtete, der König möchte es gehört haben. Boulduc und ich sahen uns einander an, ich entfernte mich von dieser Unbedachtsamen, mit der ich sonst nichts zu thun hatte, und sagte nichts, als daß ich mit Boulduc über einen so entsetzlichen ungegründeten Argwohn die Achseln zuckte.

Während dieser Krankheit, die nur fünf Tage dauerte, wovon aber die drei letzten sehr gefährlich waren, war ich sehr unruhig und bekümmert, zu gleicher Zeit aber so froh, daß ich mich standhaft geweigert hatte, Gouverneur des Königs zu werden. Ich wurde so unruhig, wenn ich mir vorstellte, daß ich es wäre und in welchem Zustande ich mich alsdann befinden würde, daß ich oft des Nachts erschreckt auffuhr, und wenn ich erwacht war, ich die lebhafteste Freude fühlte, nicht in dieser Lage zu seyn.

Die Genesung war schnell, sie gab allen die Ruhe und Freude zurück und veranlaßte eine Menge von Teum und frohen Feierlichkeiten. Helvetius hatte allein die Ehre, den König gerettet zu haben; die Aerzte hatten alle den Kopf verloren, nur er nicht; in einer Consultation, bei welcher der Herzog von Orleans gegenwärtig war, behauptete er die Nothwendigkeit eines Aderlasses am Fuße und drang mit seiner Meinung durch; bald stellten sich darauf deutliche Zeichen der Besserung ein, und es folgte schnell die gänzliche Genesung.

Der Marschall von Villeroy ließ diese Gelegenheit nicht vorüber gehen, seine ganze Schwärze und Niedrigkeit zu zeigen; er gab sich alle Mühe, um den gehässigten Verdacht auszubreiten und denen von der Robe seinen Hof zu machen, welche damals entsetzlich gegen

gegen den Regenten erbittert waren. Es kam keine noch so geringe Magistratsperson in die Tuilerien, die er nicht bei sich einführen ließ. Er ging selbst zu diesen Personen hin, um ihnen Nachrichten vom Könige zu sagen, und zu schmeicheln, während er für die ersten Edelleute unzugänglich war. Die Magistratspersonen von mehr Bedeutung (ich verstehe immer die vom Parlemeute) oder die Chefs der andern Collegien, oder die aus den Parquets, führte er zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs und ganz nahe zum Bette hin, damit sie ihn sehen sollten; während kaum die, welche das Recht des ersten Zutritts hatten, dieses Privilegium genossen. Eben so machte er es in der ersten Zeit der Genesung, die er so weit als möglich hinauszog, um den Magistratspersonen, so oft dergleichen kamen, dieselbe Auszeichnung zu gewähren, während er die Vornehmsten vom Hofe und selbst die Ambassadeurs ausschloß. Er glaubte Volkstribun zu seyn, und strebte nach der Volksgunst und der gefährlichen Macht der Tribunen.

Hierauf schlug er einen andern Weg ein, der denselben Zweck gegen den Herzog von Orleans hatte. Er vervielfältigte die Tedeums, so sehr er konnte, ermunterte die verschiedenen Stände der Unterbeamten des Königs, dergleichen an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Kirchen singen zu lassen, wohnte allen bei, führte, wenn er konnte, mit sich hin. So lief er über sechs Wochen nach den Tedeums herum, die in allen Kirchen zu Paris gesungen wurden. Er sprach von nichts als von der Genesung des Königs und affectirte eine Freude, die unverkennbar nur absichtliche Parteisucht verrieth. Er ließ auch zu Lyon und durch den Erzbischoff, seinen Sohn, eine Menge Feste anstellen, und sorgte dafür, daß die Nachricht davon ausgebreitet wurde.

Der König ging in öffentlicher Feierlichkeit in die Kirchen zu Notre Dame und St. Genevieve, um Gott für seine Genesung zu danken. Unter diesen so lange fortgesetzten Mummereien war der August zu Ende gegangen und das St. Ludwigsfest herangekommen.

An diesem Tage wird alle Jahre ein Concert im Garten gegeben. Der Marschall sorgte dafür, daß das Concert zu einer Art von Fest wurde, und beschloß es mit einem Feuerwerk. Es braucht nicht so viel, um das Volk herbeizuziehen; und der Zusammenlauf war so groß, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte; die Fenster der Tuilerien waren vollgestopft und alle Dächer des Carousels besetzt, so viel sie tragen konnten; so auch der Platz selbst. Der Marschall war über diesen Zusammenfluß von Menschen entzückt, aber dem Könige war er so lästig, daß er sich jeden Augenblick in einen Winkel zurückzog. Der Marschall zog ihn dann beim Arme hervor und führte ihn bald an die Fenster, von wo aus er den Hof, den Platz und die Dächer des Carousels mit Menschen angefüllt sah, bald an die, welche in den Garten gingen, und wo man die unzählige Menge, die auf das Fest warteten, übersehen konnte. Es lebe der König! rief alles, so oft er sich blicken ließ, und wenn der König zurücktreten wollte, hielt ihn der Marschall und sagte: „Sehn Sie doch, mein König, alle die Menschenhaufen, alle diese Menschen sind Ihr Eigenthum, gehören Ihnen, Sie sind Herr davon; sehen Sie sie doch ein wenig an, um sie zu befriedigen: denn sie sind Ihre; Sie sind der Herr von allen.“

Ein schöner Unterricht von einem Gouverneur, und dieß wiederholte er ihm jedesmal, wenn er ihn ans Fenster führte, und suchte es ihm recht tief einzus-

zu-

zuprägen, wie wenn er fürchtete, daß er es vergessen möchte. Auch hat er es sehr gut behalten. Denn ob er nachher von seinen Erziehern denselben Unterricht erhalten hat, weiß ich nicht.

Zuletzt führte der Marschall den König auf die Terrasse, wo er unter einem Thronhimmel das Ende des Concertes hörte und nachher das Feuerwerk mit ansah.

Der Unterricht, den ihm der Marschall von Villeron gab, und so oft und öffentlich wiederholte, machte ihm wenig Ehre. Er selbst aber erfuhr nachher zuerst die Wirkung seiner schönen Lehren, wie wir sehen werden.

Der Herzog von Orleans betrug sich bei dieser Krankheit auf eine so bescheidene und kluge Art, daß er dadurch in den Augen des Publikums sehr gewann. Er machte sich zwar Sorge, aber seine Unruhe blieb in den Gränzen des Schicklichen. Sie blieb gemäßigt und ohne Affectation; er beobachtete eine solche Zurückhaltung in seinen Reden, und eine so streng gehaltene Aufmerksamkeit in seinem ganzen Betragen, daß nichts an ihm verrieth, daß er der Nachfolger Ludwigs XV sey. Besonders beobachtete er das genau, daß er das Befinden des Königs nie für zu wohl und nie für zu schlecht hielt und durchaus keine Veranlassung gab, daß man sagen konnte, er fürchte sein Wohlsenn oder wünsche sein Uebelbefinden.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß in einem für ihn so kritischen Zeitpunkte die forschenden Blicke aller auf ihn geheftet seyen; da er aber in der That nie die Krone wünschte, so unwahrscheinlich dieß auch scheinen mag, so hatte er nur auf sich zu achten, nicht aber sich den geringsten Zwang anzuthun.

Auch bedurfte er hierüber keines Rathes. Seine freimüthigsten und vertrauesten Freunde (ich zum Beispiel) sahen ihn immer so, wie ihn das Publikum sah. Dieß wurde auch sehr wohl bemerkt und die entgegengesetzte Partei dadurch zum Stillschweigen gebracht, die sich schon darauf gerüstet hatte, alles, was sie bemerken würde, bis auf die kleinsten Dinge aufzufassen und zu benutzen. Er hatte überdieß das Glück, daß die, welche auf das engste an ihm hingen und am ersten auf ein unglückliches Ereigniß hätten hoffen können, dasselbe Betragen, wie er, beobachteten, und daß Keiner von ihnen, auch nicht einmal ein Bedienter (und das ist ein Wunder) sich das geringste Verdächtige merken ließ.

Diese Krankheit bewog den Hof, mit der Vermählung des jungen Prinzen zu eilen.

IV.

Endlich wurde mit Spanien Friede gemacht und durch Vermählungen derselbe sanctionirt. Ich übergehe mit Stillschweigen das lange Ceremoniell, welches man beobachtete, als ich dazu bestimmt war, die Vermählung Ludwigs XV. mit der Infantin von Spanien abzuschließen *) und alles das, was der Vermählung der Prinzessin von Orleans mit dem Prinzen von Asturien vorausging.

Ich hatte Befehl, bei dieser Vermählungsfeier den Vor-

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß der Cardinal Dubois, der den Herzog immer fürchtete, seine Sendung nach Spanien bewürkte.

Anm. des Herrn v. Maurepas.

Vorrang vor allen zu nehmen. In dieser Absicht begab ich mich bei Zeiten in die Capelle, die noch ganz leer von Hofleuten war. Ich stellte mich rechts an das Kniefissen des Königs, ganz ans Ende, außerhalb des Teppichs und hatte daselbst einen Zeitvertreib, wie ich ihn nicht erwartet hatte. Der Cardinal Vorgia, im bischöflichen Ornat, stand an der rechten Seite des Altars, mit dem Gesicht gegen mich gekehrt. Er ließ sich von zwei Almosenirern im Chorroch seine Lection vorsagen, die ihm ein großes Buch aufgeschlagen vorhielten, in welchem der gute Cardinal nicht lesen konnte. Er strengte sich an, las laut und falsch; die beiden Geistlichen corrigirten ihn, er wurde verdrießlich und schalt sie; nun wurde er von neuem corrigirt und erzürnte sich immer mehr, bis er sich umkehrte und ihnen die Chorrocke zurückstieß. Ich lachte aus Leibeskräften, denn er sah und hörte nichts; so sehr war er mit seiner Lection beschäftigt.

Die Vermählungen werden in Spanien Nachmittags gefeiert. Der Anfang der Ceremonie geschieht an der Thür der Kirche, so wie auch bei den Taufen. Der König, die Königin, der Prinz, die Prinzessin kamen jetzt nebst dem ganzen Hofe vor der Kirchthür an und wurden laut angekündigt. „Sie sollen warten,“ rief der Cardinal ganz erzürnt, ich bin noch nicht fertig.“ Sie hielten wirklich still und der Cardinal, röther als seine Mühe und ungeduldig, daß er nicht lesen konnte, setzte seine Lection fort. Hierauf ging er an die Thür, wo die Ceremonie ziemlich lange dauerte.

Ich wäre aus Neugierde gern gefolgt, wenn ich nicht meinen Platz hätte behaupten müssen. Ich mußte dort manchen Spasß entbehren; denn ich sah den König und die Königin lachend und mit einander sprechend hereinkommen und in ihr Vespulst treten. Auch der ganze Hof lachte. Der Nuncius trat zu mir und be-

zeugte mir durch Geberden sein Erstaunen, daß ich diesen Platz eingenommen, der der erste sey, indem er mich *Signore* nannte; aber ich hatte mir vorgenommen, nichts zu verstehen. Ich zeigte lachend auf den Cardinal und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn nicht besser unterrichtet habe. Dieser Scherz und die Unbefangenheit, mit der ich dieß sagte, ohne auf die Demonstration des Nuncius zu achten, machte eine so glückliche Diversion, daß von nichts anderm mehr die Rede war, zumal da der Cardinal im Fortgang der Ceremonie immer mehr Anlaß zum Lachen gab; denn er wußte nie, wo er war, und was er that, und mußte jeden Augenblick von seinen Almosenirern corrigirt und zurecht gewiesen werden, so daß der König und die Königin und alle Anwesende sich nicht mehr des Lachens enthalten konnten.

Ich sah den Prinzen und die Prinzessin von hinten, auf einem Rissen zwischen dem Betpult und dem Altar knieend, und den Cardinal mir gegenüber, der in der höchsten Verlegenheit Grimassen schnitt. Glücklicherweise hatte ich wegen meines Platzes mit niemanden zu thun, als mit dem Nuncius. Der Oberhofmeister des Königs hatte neben seinem Sohne, dem *Gardecapitaine en quartier*, am letzten Ende von dem Teppich des Betpultes Platz genommen, die Großen standen in Menge um ihn her, und alles was sich von Vornehmern da befand, und die übrigen hatten die ganze Capelle erfüllt, die so voll war, daß sich niemand regen konnte.

Während so der arme Cardinal allen, die ihn sahen, zum Spotte diente, bemerkte ich am Könige und an der Königin die äußerste Zufriedenheit über die Vollziehung dieser Vermählung. Als die Ceremonie beendigt war, die nicht lange gedauert hatte, und während welcher niemand niedergekniet war, als der König und
die

die Königin, wenn es nöthig war, standen die beiden Neuvermählten auf, traten links ans Ende ihres Fußteppichs zurück und sprachen leise mit einander, etwa ein gutes Vaterunser lang. Hierauf blieb die Königin an ihrem Plaze, der König aber kam auf mich zu und erzeigte mir die Ehre zu sagen: „Monsieur, ich bin so wohl mit Ihnen und Ihrer Gesandtschaft zufrieden, daß ich Sie zum Grand von Spanien der ersten Classe mache, Sie und den von ihren zween Söhnen, den Sie wählen, um dieselbe Würde mit Ihnen zu genießen. Ihren ältesten Sohn mache ich zum Ritter des goldenen Vlieses.“

Die Bescheidenheit und Gravität der Spanier erlaubt ihnen nicht, Neuvermählte ihr Veilager halten zu sehn, wie es in Frankreich Sitte ist. Nach Aufhebung des Hochzeitmahles, hat noch eine kurze Conversation statt, und sodann geht alles weg, selbst die Anverwandten, Männer, Weiber und Kinder jedes Alters; hierauf entkleiden sich die Neuvermählten, ein jedes für sich und legen sich zusammen nieder, ohne alle Zeugen als die wenigen Leute, die sie bedienen müssen, gerade so wie wenn sie schon lange verheirathet wären. Diese Sitte war mir nicht unbekannt und ich hatte hierüber keinen Befehl erhalten. Demungeachtet konnte ich eine Vermählung nicht für gültig ansehen, wo nicht wenigstens der Präsumtion nach die letzte Vollziehung hinzugekommen wäre, und zwar wegen der politischen Umstände der Zeit. Man war wegen des Alters und der Zärtlichkeit des Prinzen von Asturien dahin übereingekommen, daß er nicht eher als bis Ihre Kath. Majestäten es für gut hielten, also mutmaßlich nicht vor einem Jahre, bei der Prinzessin wohnen sollte. Ich äußerte meine Besorgnisse hierüber gegen den Marquis von Grimaldo; es half aber nichts. Er war ein Spanier und that also nichts, als daß er mich über

über eine Sache zu beruhigen suchte, die er für unabänderlich ansah; und außer daß ich nur einige Augenblicke mit ihm reden konnte, so glaubte ich nicht weiter in ihn dringen zu dürfen, und suchte ihn vielmehr glauben zu lassen, daß ich mich für überwunden halte, weil ich fürchten mußte, daß, wenn er mehr Hartnäckigkeit bei mir sähe und vermuthete, daß ich mit dem Könige und der Königin sprechen wollte, er mir den Vorsprung abgewinnen und sie dahin stimmen möchte, daß sie die bestehende, bis dahin unverlegte Sitte behaupteten.

Aber ich entschloß mich, es nicht dabei zu lassen. In der Audienz also, die ich zu Lerma hatte, fing ich von der Vermählung und letzten Vollziehung derselben zu reden an; ich billigte den Aufschub und billigte die bescheidenen decenten Sitten der Spanier in dieser Rücksicht, setzte aber hinzu, diese Sitte könnte wohl einmal gebrochen werden für einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit als die letzte Bestätigung in einem solchen Fall. Ich würde es als die letzte Erfüllung der von Ihro Kath. Majestäten gegen den Herzog von Orleans gezeigten Huld und der Gewißheit der von ihm so ersehnten Rückkehr des kostbaren Friedens und der Ehre ihrer Freundschaft und zu gleicher Zeit als das schönste und untrüglichste Zeichen der innigen unaußslichen Vereinigung der beiden königlichen Linien und der beiden Kronen im Angesicht von Europa ansehen, wenn Ihro Majestäten zu erlauben geruhten, daß es bei dieser Vermählung so gehalten würde, wie Se. Majestät selbst Zeuge gewesen, daß es bei der Vermählung des Herzogs von Burgund gehalten worden. Der König und die Königin sahen einander an. Ich setzte noch hinzu: ich hätte hierüber keinen Befehl, und spräche so aus wahren Eifer als treuer Diener der beiden Kronen, als ächter Franzos, als ächter Spanier, als Diener des Herzogs von Orleans, um der Folgen willen, die daraus für die beiden Mon-

arz

archieen und für ganz Europa entspringen würden u. s. w. Ihro Kath. Majestäten sahen einander wieder an und sagten sich leise einige Worte. „Aber wenn wir nun Ihren Forderungen nachgeben, wie soll es denn gehalten werden?“ „Nach dem Ball, antwortete ich, würde man die Neuvermählten veranlassen, daß sie sich zusammen niederlegten. Wenn sie zu Bette wären, so würde man die Thüren öffnen und den Hof eintreten lassen, alsdann die drei Vorhänge auf und wieder in Gegenwart der Menge zuziehen, hierauf aber diese ertlassen. Indesß würden der Herzog von Popoli und die Herzogin von Monteliano leise unter die Vorhänge getreten seyn und den Prinzen und die Prinzessin genau beobachten. Sobald die Menschen aus den Antichambren alle fortwären, so könnten sie den Prinzen aufstehen lassen und ihn in sein Appartement führen. Der König und die Königin billigten diesen Vorschlag, und nach einigem Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand versprachen sie mir, meinem Vorschlag zu folgen, und ich dankte ihnen dafür.

V.

Die Prinzessin von Asturien war bei ihrer Ankunft zu Madrid krank gewesen. Mit ihrer Genesung zeigte sich zugleich ihre Laune. Ich erfuhr von den Personen, die um sie waren, daß sie sich hartnäckig weigere, zur Königin zu gehen, ungeachtet sie während ihrer Krankheit die außerordentlichsten Beweise ihrer Sorge und Güte empfangen hatte und beständig von ihr besucht worden war, und noch jetzt besucht wurde. Sie wollte durchaus ihr Zimmer nicht verlassen; belustigte sich aber am Fenster und war ganz gesund. Ihr Appartement war in einem Stock mit der Königin ih-

rem

rem und nur durch eine kleine innere Gallerie von demselben getrennt; denn sie ging in das Appartement der Infantin. Sie wollte von den Aerzten nichts mehr über ihre Gesundheit hören und von den Damen ließ sie sich nichts über ihr Betragen sagen, und selbst der Königin gab sie eine sehr trockene Antwort, als sie sie durch die sanftesten Vorstellungen zurechtzuweisen suchte. Die Königin sprach sogar selbst mit mir darüber und trug mir auf, sie zu besuchen und zu versuchen, ob ich sie zurecht bringen könnte.

Ich antwortete, ich sey nur zu gut von allem unterrichtet, und sey sehr deswegen in Unruhe; ich könnte mir nicht schmeicheln, daß ich mehr als Ihre Majestät über das Gemüth der Prinzessin vermögen würde; und nachdem wir über diesen Gegenstand ein wenig hin und hergesprachen, nachdem sie mir gesagt, was sie davon zu wissen glaubte, und ich manches hinzugesetzt hatte, was ich besser wußte und was sie nicht leugnete, nahm ich mir die Freiheit ihr zu sagen, daß die Prinzessin auch von ihr zu viel Schonung und Güte erfahre, Ihre Majestät verderbten die Prinzessin, die vielmehr ohne weiteres zu ihrer Pflicht angehalten werden müßte; und wenn an der übertriebenen Geduld der Königin die Rücksicht auf den Herzog von Orleans Antheil haben sollte, so wollte ich nicht nur alles bei ihm verantworten; sondern ich verspräche auch Ihre Majestät, daß er nicht nur alles gut finden würde, was Ihre Majestät der Prinzessin zu sagen oder zu thun beliebten, sondern daß er sich auch außerordentlich dafür verbunden fühlen würde. Niemand kenne besser als ich seine Gesinnung für Ihre Majestäten, wie sehr er sich wegen der Rückkehr Ihrer Freundschaft glücklich fühle, wie sehr er besorgt sey, sich dieselbe zu erhalten, und wie sehr er sich durch die Vermählung seiner Tochter geehrt fühle; wie sehr er also wünschen müßte, daß sie ihr Glück und ihre Größe ganz erkennte, und durch Dankbarkeit, Gehorsam

horkam und Ehrfurcht gegen Ihro Majestäten und durch die gespannteste Aufmerksamkeit, Ihre Huld zu verdienen und in allen Ihren Wünschen Ihnen zuvorzukommen, sich dieses Glückes würdig machte; außer daß der Herzog von Orleans ein solches Betragen für die gerechteste und unerläßliche Pflicht seiner Tochter halten würde, so würde er es auch als die einzige dauerhafte Grundlage ihres Glückes, und als Erhöhung seines eigenen betrachten, wenn er hörte, daß seine Tochter Ihnen ganz zu Willen lebe, und er sich schmeicheln könnte, Ihnen ein Geschenk gemacht zu haben, das zu der Erhaltung Ihrer Freundschaft gegen ihn und zur immer engern Verknüpfung der von ihm stets so leidenschaftlich gewünschten glücklichen Einigkeit beitragen könnte.

Diese Worte wurden sehr gut aufgenommen, das Gespräch breitete sich auf ähnliche Gegenstände aus und endigte sich mit dem ausdrücklichen Befehl des Königs und der Königin, daß ich die Prinzessin oft besuchen und mit ihr sprechen sollte. Die Herzogin Montelliano und die übrigen Damen drangen deswegen beständig in mich. Ich hatte die Prinzessin schon mehrmals besucht, selbst als sie bettlägerig war; es war also nichts neues, daß ich wieder zu ihr ging; übrigens war ihr Eigensinn, nicht aus dem Zimmer gehn zu wollen, schon im Publikum bekannt geworden, weil deswegen die vorbereiteten Feste aufgeschoben wurden, und alles mit Ungeduld darauf wartete.

Ich ging also zwei- oder dreimal zur Prinzessin, erhielt aber auf meine Fragen nach ihrer Gesundheit nichts als: ja! und: nein! und auch dieß nicht immer. Ich erwählte den Ausweg, ihren Damen in ihrer Gegenwart das zu sagen, was ich ihr selbst würde gesagt haben. Diese gaben mir Beifall und gaben ihr Wort dazu. So machte sich in Gegenwart der Prinzessin ein Gespräch, das für sie eine wahre Moral war; aber sie
ging

ging auf keine Weise darauf ein. Indessen ging sie doch ein- oder zweimal zur Königin, wiewohl im Negligé und mit ziemlich schlechter Laune.

Der große Ball blieb unterdessen immer im Saal der Granden arrangirt, und man wartete nur auf die Prinzessin, die nicht hingehn wollte. Der König und die Königin liebten überhaupt den Ball, und machten sich besonders aus diesem ein Vergnügen. Der Prinz von Asturien ebenfalls. Und der Hof wartete mit Ungeduld. Das Betragen der Prinzessin wurde ruchtbar und machte die nachtheiligste Sensation. Ich erhielt von innen Nachricht, daß der König und die Königin sehr ungeduldig darüber seyen; und da die Damen der Prinzessin mir anlagen, daß ich mit ihr sprechen sollte, so ging ich zu ihr und fing an mit den Damen über die Gesundheit der Prinzessin zu sprechen, die nunmehr wahrscheinlich jene auf sie wartenden Vergnügungen nicht mehr hindern würde; ich brachte das Gespräch auf den Ball und rühmte die Anordnung und die Pracht desselben. Ich sagte, daß dieses Vergnügen besonders für das Alter der Prinzessin wäre, daß der König und die Königin große Liebhaber davon seyen und mit Ungeduld darauf warteten, daß sie auf dem Balle erschiene.

Auf einmal nahm sie das Wort, wiewohl ich sie nicht angerebet hatte und rief ganz wie ein Kind: „Ich auf den Ball gehen? Ich gehe nicht hin.“ — „Gut Madame, sagte ich zu ihr, Sie gehen nicht hin! Aber es wird Sie reuen; Sie werden Sich ein Vergnügen versagen, wo der ganze Hof Sie zu sehen erwartet. Sie haben zu viel Gründe und wünschen zu sehr, dem Könige und der Königin gefällig zu werden, als daß Sie irgend eine Gelegenheit dazu versäumen sollten.“ Sie hatte sich niedergesetzt und sah mich nicht an; aber bei diesen Worten wandte sie sich gegen mich und sagte mit einem entschiedenen Ton, wie ich ihn noch nie gehört: „Nein, mein Herr, ich gehe nicht zum Ball; der Kö-
nig

nig und die Königin mögen hingehen, wenn sie wollen; sie lieben den Ball, ich nicht; sie lieben auch spät zu Bette zu gehen und spät aufzustehen; ich hingegen lege mich gern bei Zeiten zu Bette; sie mögen thun, was ihnen gefällt; ich thue, was mir gefällt." Ich fing an zu lachen und sagte, sie mache sich den Spas, mich zu beunruhigen; aber ich wäre nicht so leichtgläubig, diesen Scherz für Ernst zu nehmen; in ihrem Alter versage man sich nicht so leicht das Vergnügen des Balls, und sie sey zu klug, um den ganzen Hof und das Publikum in seiner Erwartung zu täuschen, noch weniger aber einen Geschmack zu zeigen, der dem Geschmack des Königs und der Königin so entgegengesetzt und bei ihrem Alter und gerade so kurz nach ihrer Ankunft in Spanien so auffallend wäre; es sey aber nunmehr Zeit, den Scherz zu endigen und nicht länger den Aufschub des schon so lange arrangirten Balls zu verursachen weil es endlich den Wohlstand beleidigen würde. Die Damen gaben mir Beifall und es entstand zwischen ihnen und mir ein langes Gespräch hierüber, das aber die Prinzessin nicht einmal anzuhören schien. Ich ging fort, und es folgten mir die Herzogin von Monteliano, Frau von Liria und Frau von Riccaldagra; sie umringten mich außen vor der Thüre und bezeugten mir ihr äußerstes Erstaunen über den hartnäckigen Widerwillen einer Person von solchem Alter gegen alle Pflicht und alles Vergnügen, und zwar in einem Lande, wo sie kaum angelangt und wo sie unter so vielen unbekannten Menschen allein sey.

Ich war noch mehr als sie darüber beunruhigt; ich konnte Folgen davon fürchten, die sehr wichtig seyn konnten; aber ich versuchte sie zu beruhigen, und schob es auf einen Rest von Krankheit, der diese üble Laune verursachen könne, und die mit vollkommener Herstellung der Gesundheit von selbst sich verlieren würde. Indessen war ich weit davon entfernt, mir selbst damit

Dentwürdigk. XXIX. Bd. E zu

zu schmeicheln. Ich hütete mich wohl, dem Könige und der Königin dieß zu erzählen; aber als sie mit mir vom Balle sprachen und der König seinen Unwillen über den Eigensinn der Prinzessin äußerte; nahm ich mir die Freiheit ihm zu sagen, ich könnte mir nicht einbilden, daß er sich nach dem Eigensinne eines Kindes geniren wolle, der sicherlich nur eine Nachwirkung der Krankheit sey, und daß er deswegen den Hof und das ganze Publikum um ein so angenehmes und so prächtiges Fest, wie der erste Ball gewesen, den ich im Palaste beigewohnt, bringen wolle. Was mich beträfe, so würde es mir sehr leid thun, weil ich mich sehr darauf gefreut hätte. „Aber, versetzte der König, das kann ja nicht ohne die Prinzessin geschehen.“ — „Und warum Sire? antwortete ich; es ist ein Fest, das Ihre Majestät Ihrer und der allgemeinen Freude geben. Es ist nicht der Prinzessin Sache, die Vergnügungen zu bestimmen, die Ihre Majestät Sich selbst und dem Hofe zu geben geruhen, der sie erwartet, sehnlich wünschet. Glaubt die Prinzessin, daß es ihre Gesundheit erlaubt, so mag sie kommen; wo nicht, so geht das Fest ohne sie vor sich.“ Während ich dieses sprach, winkte mir die Königin zu, um mir zu verstehen zu geben, daß ich in den König mehr dringen sollte. Ich setzte also hinzu: alles was am Hofe vorgehe und gethan würde, wäre und könnte für niemand anders seyn als für Ihre Majestät; dieselbe sey von allem der einzige Gegenstand, die einzige Zierde; so große Prinzen auch die Infanten seyen, so seyen sie doch nur bei allem als die Ersten vom Hofe des Königs, und um die Gesellschaft zu verherrlichen, nicht als der Gegenstand derselben; das Vertrauen, womit Ihre Majestät mich zu beehren geruhen, legte mir die Pflicht auf, Ihre beiden Majestäten unterthänig zu bitten, daß Sie bedenken möchten, daß man die Prinzessin nicht daran gewöhnen dürfe, zu glauben, daß alles für sie geschehe
und

und nichts ohne sie geschehen könne; je würdiger das Fest der Gegenwart von Ihro Majestäten sey, eine desto eindringlichere Moral würde es für die Prinzessin seyn, wenn es ohne sie angestellt würde; und ich könnte mich nicht enthalten, als sehr wesentlich zu einer so wichtigen Erziehung, von der das Glück der Prinzessin abhinge, zu rathen, daß man sie fühlen ließe, sie sey nichts und man könne sie leicht entbehren.

Die Königin unterstützte meinen Rath sehr; aber der König sagte nichts dazu; sie wandte daher das Gespräch unvermerkt auf etwas anders. Bei Beendigung der Audienz, als der König auf meine Verbeugung sich gegen mich kehrte, gab sie mir durch Kopfnicken zu verstehen, daß ich wohl gesprochen hätte, und indem sie mit dem Finger auf den König zeigte und gleichsam auf ihn losstieß, gab sie mir zu verstehen, daß ich mich nicht abbringen lassen sollte. Deswegen eilte ich mit meinem Mittagessen und fand mich zeitig bei ihrem Ausfahren auf die Jagd ein. Hier fragte ich die Königin ganz laut, auf welchen Tag denn endlich der Ball angelegt sey, den ich, wie ich gesehen müßte, kaum erwarten konnte. Sie antwortete mir: darum müßte man den König fragen; und fragte ihn, ob er gehört, was ich gesagt hätte? „Wir werden schon sehen,“ antwortete der König. Unter diesem kurzen Gespräch kamen sie an die kleine Treppe, die ganz nahe dabei ist, und auf welcher sie immer aus und ein zu gehen pflegten; und ich blieb oben stehen, weil darauf kaum ihrer zwei gehen konnten. Den andern Tag fand ich Mittel, wegen einer bedeutenden Sache mit ihnen zu sprechen, und fing dann vom Ball zu sprechen an. Die Königin sagte lachend, sie glaube wohl, daß ich mich darauf freute, es gehe ihr auch so; sie fing hierauf an, den König behutsam darum zu mahnen, und als er darüber lächelte, ohne eine Antwort zu geben, nahm ich mir die Freiheit, zu ihnen zu sagen: ich bäte Sie, sich zu erinnern, wie ich mir die

Freiheit genommen, Ihre Majestäten vorzustellen, daß Sie die Prinzessin verzeihen; und jetzt wagte ich hinzu-
zusetzen, daß Sie es bereuen und dem Uebel abzuhelpen
suchen würden, wenn es nicht mehr Zeit sey; der Her-
zog von Orleans würde, wenn er es wüßte, in Ver-
zweiflung darüber seyn, und wenn er das Glück hätte,
das ich genösse, in Ihrer Gegenwart zu seyn, so würde
er Ihnen dasselbe hierüber sagen, was ich gesagt, nur
weit stärker, wie es ihm auch ziemte.

Ich gab durch diese Worte Anlaß zu Erzählung
von neuen sehr widerlichen Zügen ihrer Hartnäckigkeit,
ihres Eigensinns, ihres Mangels an Achtung gegen
ihre Damen, von ihren seltenen Besuchen bei Ihren
Majestäten und ihrem frostigen Betragen gegen diesel-
ben. Hierauf sagte ich, Sie möchten mir verzeihen,
wenn ich Ihnen zu sagen wagte, daß dieß mehr die
Schuld von Ihren Majestäten, als eines Kindes sey, das
nicht wüßte, was es thäte, und statt sie durch zu viel
Güte recht in ihrem Eigensinne zu bestärken, wäre
nichts dringender und wichtiger, als denselben zu be-
zähmen, ihr Ernst zu zeigen, sie zu lehren, was sie
gegen Ihren M. M. und selbst gegen ihre Damen schul-
dig sey, und endlich sie zu dem gegen Dieselben gebüh-
renden Respect und Furcht zu gewöhnen, daß sie Ih-
ren Willen Ihnen absehen und sich in denselben fügen,
und mit gefälliger Bereitwilligkeit Ihnen gehorchen
lernte. Ich setzte dieß noch weiter aus einander, und
der König und die Königin sprachen mit mir noch lange
darüber; worauf ich mich entfernte.

Ich ging nicht mehr zur Prinzessin und sagte
Ihren M. M.: ich thue es deswegen, weil ich es un-
nütz fände; auch sprach ich nicht mehr vom Ballo, als
ich sie bei ihrer Zurückkunft von der Jagd in ihr Zim-
mer begleitete, weil ich fürchtete, den König unwillig
zu machen. Den dritten Tag fand ich mich wieder
bei Ihnen ein, als sie aus Ihrem Appartement herab-
gingen,

gingen, um zur Jagd zu fahren. Die Königin sagte zu mir, es solle kein Ball werden, es sey Befehl gegeben, die seit so langer Zeit getroffenen Vorbereitungen wegzunehmen und winkte mir, daß ich nochmals mit dem Könige sprechen möchte. Ich antwortete also: ich bedauerte es sehr, da ich mich so sehr darauf gefreut hätte, und wenn ich es wagen dürfte, so würde ich mir diesen Ball als eine Gnade ausbitten. Unter diesem Gespräch kamen wir zu der kleinen Treppe und die Königin winkte mir, ihnen zu folgen. Ich drängte mich also neben ihren Schlepenträger, und sagte zu ihr laut etwas von dem bewußten Balle, damit mich der König, der neben ihr ging, hören sollte. Einen Augenblick darauf kehrte sie sich mit einiger Unruhe im Gesicht nach mir um und winkte mir, daß ich nichts mehr sagen möchte. Wahrscheinlich hatte der König ihr es verwiesen: denn diese Treppe war dunkel und ich konnte nichts bemerken.

Auf dem Ruheplatz der Treppe, die ziemlich lang war, trat die Königin näher zum Könige; ich blieb wo ich stand; sie sprachen leise mit einander; endlich rief mich die Königin, und als ich zu ihr getreten war, sagte sie: „Hören Sie, was geschieht: es wird kein Ball; aber um uns dafür zu trösten, will der König diesen Abend nach dem Souper einen kleinen Ball ganz unter uns geben, bei dem nur die Personen des Palastes seyn sollen. Der König will, daß Sie auch kommen.“ Ich dankte mit einer tiefen Verbeugung. Dieß geschah alles auf dem Ruheplatz der Treppe. Die Königin sagte nochmals: „Aber Sie kommen doch?“ „Ich antwortete auf diese Ehre, wie es sich gebührte. Der König sagte hierauf selbst: „Es wird niemand daseyn als ich und die Königin; wir tanzen ganz nach Belieben und ungenirt.“

Hierauf stiegen sie die Treppe vollends hinunter, und ich sah sie in den Wagen steigen.

Der Ball war auf der kleinen innern Gallerie. Es waren bloß die Herrn von den Hofämtern da, der Oberstallmeister, die Haushofmeister der Woche, die Camarera-Mayor, die Hofdamen, die jungen Sennora de honor und Kammerfrauen. Der König, die Königin, der Prinz von Asturien divertirten sich sehr. Alle tanzten viel Menuets und noch mehr Contretänze und der Ball dauerte bis gegen drei Uhr Morgens, worauf Ihro M. M. und der Prinz von Asturien sich entfernten.

Diesen Abend war es, wo ich die berühmte Perle grüne sah und nach Gefallen betrachten konnte; denn der König hatte sie diesen Abend an der Krempe seines Hutes, wo sie an einer schönen diamantenen Agraffe hing. Diese Perle, von schönstem Wasser, das ich noch je gesehen habe, hatte genau die Form und Größe der kleinen Birnen, die man sept en gneule nennt, und die zu Ende der Erdbeerzeit reif werden. Ihr Name zeigt ihre Größe, obgleich niemand viere davon auf einmal in den Mund nehmen könnte, ohne Gefahr zu ersticken. Die Perle ist so lang und dick wie die kleineren Birnen dieser Art, und ist einzig. Um das Wunderbare derselben zu erhöhen, nennt man sie die das andere Ohrengehänge bildende Schwester von der, welche Marc Anton in dem Wahnsinn seiner Verschwendung und Liebe, in Wein aufgelöst, der Cleopatra zu trinken gegeben haben soll.

Obgleich das Appartement der Prinzessin von Asturien an das eine Ende dieser Gallerie stieß, so ließ sie sich doch keinen Augenblick sehen.

Ich prophezeite Ihro Kath. Majestäten nur zu wahr; die Prinzessin von Asturien, der man alles nachsah, ließ, die Galanterie ausgenommen, die sonderbarsten Dinge ausgehen. — Doch; kehren wir zum französischen Hofe zurück.